



**Anthony
McCarten**
Jack

Roman • Diogenes

Umständen ein Doppelbett: zwei Einzelbetten, das war das Äußerste, was er ihr zugestehen konnte. Es war eine Abmachung unter Erwachsenen: vorstellbar nur für zwei Leute, die keinerlei Hoffnung mehr hatten. Stella nahm diese Bedingungen an und wurde seine Frau.

Sie konnte nicht ablehnen. Ja, sie war selig. Genaugenommen hörte sie gar nicht mehr auf zu lächeln, sie lächelte, wenn sie das schmutzige Spülbecken scheuerte, sie sang, wenn sie den Müll rausbrachte. Selbst als von einer Hochzeitsreise keine Rede war – auch nicht von einem Hochzeitskleid –, empfand sie in erster Linie Glück.

Stella selbst beschrieb mir die Eheschließung.

»Das war ganz schnell vorbei«, sagte sie, doch ohne auch nur einen Anflug von Enttäuschung. Ihre beiden Brüder, grobschlächtige, wortkarge Zimmerleute, waren die Trauzeugen auf dem Standesamt. »Aber es war schön. Richtig schön.« Kerouac hatte sie auf die Wange geküsst, erzählte sie und fuhr sich über die linke, als ob der Abdruck dort noch zu spüren sei – ich sah nur geplatze Äderchen, mit denen sie immer wie errötet aussah. Dann, nachdem er seinen Namen ins Heiratsregister geschrieben hatte, zwängte er ihr einen Hundertdollarring über den geschwollenen Ringfinger, wie jemand, der im Schneesturm einen Reifen wechselt.

Aber Stella heiratete ihren Prinzen. Ihr war, als läuteten im ganzen Land die Kirchenglocken. Und es machte ihr nichts aus, dass ihr Prinz längst kein Prinz mehr war, sondern ein aufgedunsener Säufer mit Venenentzündung und offenen Beinen, mit Bierbauch und galoppierender Todessehnsucht. Selbst für diesen Verfall war sie dankbar – ja gerade für den Verfall, denn was sonst hätte ihn in ihre Arme getrieben? Sie hatte Gott an diesem Nachmittag der Eheschließung gedankt, nach ihrem eigenen Hochzeitsempfang sogar selbst saubergemacht und die Biergläser der Lastwagenfahrer, die Jack eingeladen hatte, eingesammelt.

Aber ich frage mich bis heute: Warum Stella, warum sie und nicht ein Dienstmädchen? Eine Pflegerin? Warum musste er sie *heiraten*? Er hatte Geld genug, um jemanden zu bezahlen, der das berufsmäßig machte. Meine Vermutung ist: Jetzt wo Mémère, wie Jack sie nannte, hinfällig geworden war, brauchte er einen Mutterersatz. Stella war eindeutig von der gleichen Art. Er brauchte ein kleinwüchsiges, zähes Arbeitspferd, eines mit unverwüstlichem Herzen, und er hatte guten Grund zu der Annahme, dass kein Herz unverwüstlicher war als das von Stella Sampas.

An der Tür fragte Stella mich, wer ich sei. Als sie den jüdischen Namen hörte, lächelte sie und sagte etwas, was mich verblüffte: »Lassen Sie sich von denen nicht ärgern, Miss Weintraub. Die können nicht anders.«

Es dauerte nicht lange, bis ich begriff, was sie mir sagen wollte.

Ich wartete, und mir wurde mitgeteilt, dass der große Autor mich empfangen werde, dass er allerdings um zwei Uhr nachmittags noch im Schlafanzug sei.

Ich nutzte die Zeit, um mich um meinen Hund zu kümmern, dem ich wegen seines schlechten Benehmens an der Haustür mehrere Nasenstüber hatte geben müssen und deshalb vorerst am Geländer anband. Mein armer Liebling hatte Verstopfung und litt schrecklich. Ich sah auch, dass die Kerouacs Katzen hatten, und sah Komplikationen

voraus und nahm deshalb gern Stellas Vorschlag an, ihn hinter dem Haus unter ein Hühnergehege zu stecken, wo ein paar rosa Blumen wuchsen.

Kerouac war jetzt zum Empfang bereit.

Wenn er an dem Tag betrunken war, dann habe ich es nicht bemerkt. Er hatte sich rasiert und feingemacht: Das kurzärmelige Hemd war zugeknöpft, die Whiskyflaschen waren verschwunden, sein Haar war dermaßen gebürstet, dass es glänzte. Wiedergutmachung für seine Sünden vom Vortag? Er sah tatsächlich wie ein Büsser aus.

Ich kam gleich zur Sache. Ob er über mein Angebot nachgedacht habe?

Er antwortete: »Sie sehen ziemlich jung für eine Dozentin in Berkeley aus.«

Also sagte ich ihm, wie alt ich war, siebenundzwanzig, und fügte hinzu, ja, ich sähe jung für mein Alter aus. Dann fragte ich noch einmal: Ob er dazu gekommen sei, sich Gedanken über meinen Vorschlag zu machen?

Er blickte zum Fenster hinaus, rührte einen dritten Löffel Zucker in seinen Kaffee mit den dubiosen Zusatzstoffen. Dann sagte er, unter gewissen Bedingungen gebe er sein Einverständnis. (Bald sollte ich sehen, dass sich hinter diesen Bedingungen weitere Bedingungen versteckten.) Unter gar keinen Umständen werde er eine Biographie autorisieren. Ihm liege nicht viel an der Nachwelt oder, wie er es ausdrückte, daran, »die akademischen Maden zu füttern«. Unsere Blicke trafen sich, doch er wandte sofort den Kopf ab: Ja, dachte ich, die Sache von gestern ist ihm wirklich peinlich. Er wolle mir aber erlauben, eine Bibliographie seiner verstreuten, undatierten Werke anzulegen. Ich jubilierte; doch es gab eine Einschränkung. Er behielt sich das Recht vor, diese Vereinbarung jederzeit und ohne Angabe von Gründen aufzukündigen, wenn er zu dem Schluss kam, dass es besser für ihn sei.

Ich stimmte sofort zu – immerhin hatte ich damit doch eine Art Abmachung mit ihm – und fragte ihn nach Archivmaterial, Tagebüchern, Briefen, Dingen, die mir helfen würden, die verstreuten Werke zu datieren.

Seine Antwort verschlug mir den Atem. Er stritt ab, dass es so etwas gab.

»Sie heben Ihre Briefe nicht auf?«

Er schüttelte den Kopf, zuckte mit den Schultern, dann rührte er noch einmal seinen Kaffee um. »Nicht mehr.«

Ich wusste, dass das eine Lüge war. Ich hatte recherchiert. Warum stritt er die Existenz dieses Fundus an Briefen von unschätzbarem Wert ab?

»Wer hat sie dann jetzt?«

»Keiner.«

»Wo sind sie?«

»Weggeschmissen. Ich habe ja mein Gedächtnis. Mein Gedächtnis, das ist ziemlich gut. Da verlasse ich mich drauf.« Er tippte sich an die Schläfe.

Mir wurde übel. Er hatte die Briefe fortgeworfen? Das war eine Katastrophe, wenn es stimmte. Aber ich hatte meine Zweifel und hatte nicht vor, das einfach so zu schlucken. »Aber Ihre Weggefährten erwähnen es in Interviews, erwähnen Ihr ... Ihr Archiv von Briefen ... Ihre sorgfältig archivierte Korrespondenz. Die Ihnen wertvoll war. Sie werden als Chronist Ihrer Epoche angesehen. Als Archivar. Man verlässt sich auf Sie. Die

Geschichte verlässt sich auf Sie. Allen Ginsberg zum Beispiel sagt –«

»Ginsberg! Ha!« Der Tonfall schien zu sagen, dass ich den Namen in seiner Gegenwart nie wieder erwähnen sollte.

Ich fuhr fort: »Er sagt, Sie bewahren gewissenhaft Briefe, Akten, Erinnerungsstücke auf. Er hat Sie einen ›kanonischen Briefschreiber‹ genannt und sagt, Sie hätten häufig beide Seiten einer Korrespondenz aufbewahrt.«

Dies schien ihm der geeignete Augenblick zu sein, um sich eine Zigarette anzuzünden.
»Verbrannt.«

»Verbrannt?«

»Nichts mehr da. Alles weg.«

»Das kann nicht Ihr Ernst sein.«

Er blies das Streichholz aus. »In Flammen aufgegangen.«

Ich wurde bleich. »Sagen Sie mir, dass das ein Witz ist.«

»Alles. Pffft.« Er stieß eine Rauchwolke aus.

Ich brauchte eine Weile für die Antwort. Die Briefe waren für mich von entscheidender Bedeutung, gerade wo es um ein Chamäleon wie Kerouac ging, der sich Leben und Geschichten anderer unter den Nagel riss. Jemanden, der sich immer wieder neu verstellte. Ohne Archiv, ohne die *Fakten* wäre selbst die Erstellung einer einfachen Bibliographie gar nicht oder nur mit größter Mühe möglich. Dann hätte ich nichts außer Kerouacs Erinnerungen, auf die ich mich stützen könnte.

»Aber ... *warum?*«

»Wegen dem, was drinstand.«

Mir kam ein Gedanke. Hatte jemand anderes sie verbrannt? Ich legte mir die Hand ans Gesicht, um ihm zu zeigen, wie hart mich das traf. »Das ... entschuldigen Sie, aber das ... das ist eine echte Katastrophe. Wirklich. Für die moderne amerikanische Literatur.«

Er legte den Kopf schief. Lachte kurz auf. »Ha!« Obwohl er sichtlich von meinen Worten beeindruckt war. »Was Sie nicht sagen!« Wieder mit der W.-C.-Fields-Stimme:
»Naaa, da standen ja meine ganzen Uuuun-taten drin, das musste weg. Musste weg.«

»Absichtlich verbrannt? Aber von wem?«

Dann polterte seine Mutter ins Zimmer.

Eine Inszenierung. Die alte Dame stützte sich jetzt auf zwei Spazierstöcke. Es sah aus, als ob sie Ski fahre. Hatte sie im Garten gearbeitet? Unter dem Arm hatte sie eine ausgerupfte Pflanze. Sie blieb stehen, dann hielt sie die Pflanze in die Höhe. Erde rieselte herab. Sie starrte mich mit wütenden Augen an, dann schrie sie:

»Fleißiges Lieschen!«

Ich war verblüfft. »Wie bitte?«

»Ihr Hund!«, bellte sie. »Ihr Hund! Hat mein Fleißiges Lieschen ausgebuddelt!«

Ich sah die Pflanze an und begriff. Ich entschuldigte mich sofort für den Schaden. So etwas machte Winston sonst nie.

»Ihr Hund hat alle meine Lieschen ausgegraben! Alles verdorben, alles verwüstet!«

»Verswinde, Ma! Verflucht noch mal, wir unterhalten uns!«

»Nein. Das ist mein Haus. *Du* verschwindest!«

»Bitte, Ma. Ich sage es noch einmal. Raus!«

Ich war entsetzt. So mit seiner eigenen Mutter zu reden.

»Nein!«, brüllte sie zurück. »Raus mit *dir!*«

Ich konnte es nicht glauben!

Aber Mémère war noch nicht fertig. »Rede nicht so mit deiner Mutter, du Dreckskerl!«

»Wenn ich ein Dreckskerl bin, dann bist du ein Dreckstück«, schrie er zurück, »ich bin schließlich dein Sohn!«

Dann verfielen sie beide ins Französische, und ich bekam nicht mehr mit, was sie sagten, ging aber davon aus, dass die gegenseitigen Vorwürfe eher noch heftiger wurden.

Ich brauchte frische Luft. Am liebsten wäre ich nach draußen gerannt, aber wieder nahm ich mich zusammen. Auch das war ein Test, und ich musste ihn be- und überstehen.

Jack erhob sich. »Entweder du gehst oder ich, und diesmal ist es mir ernst! Raus! Raus aus diesem Zimmer!«

»Dann verschwinde! Na mach schon!«, feuerte Mémère zurück. »Na mach schon, du Held! Und nimm deine Schlampen mit.« Und nachdem sie noch ein letztes Mal »Alle meine Fleißigen Lieschen!« gebrüllt hatte, war sie wieder fort.

Jack und ich sahen uns an. Ich bekam keine Luft mehr. Er gab mir ein Zeichen, ich solle ihm durch die Hintertür nach draußen folgen. Ich stand auf und folgte ihm.

In dem kleinen Garten hinter dem Haus sah ich den Schaden. Seit unserer Ankunft hier war der arme Winston vollkommen durcheinander und hatte jede einzelne Pflanze ausgegraben. Das Blumenbeet war umgepflügt. Ich versprach, ihnen neue Pflanzen zu bringen. Erst als ich ein leichtes Grinsen auf Kerouacs Gesicht sah, riskierte ich zu sagen: »Ich denke, damit wären wir quitt.«

Er nickte. Das gefiel ihm. Seine peinliche Anmache war durch die Wühlarbeit meines Hundes in den mütterlichen Blumenbeeten abgegolten.

Aber auch an diesem zweiten Tag war ich ungeheuer erleichtert, als ich zum Hotel zurückkehren konnte und der Bungalow der Kerouacs im Rückspiegel meines Plymouth verschwand.

Selbst eine Bibliographie würde unter diesen Umständen harte Arbeit sein.

23. Mai 1968

Diesmal war es Mrs. Gabrielle Kerouac, oder »Mémère«, wie die Frankokanadier ihre Mütter nennen, die an die Tür kam.

Ich hielt ihr eine Palette mit Pflanzen hin, die ich kurz vorher im Gartencenter gekauft hatte. »Hier ist Ihr Fleißiges Lieschen.« Dabei mühte ich mich, nicht zu lachen, allerdings nur mit begrenztem Erfolg.

Sie errötete, dann bat sie mich herein und rief ihrem Sohn im Nebenzimmer zu:

»Jackie! Deine Blumenmörderin ist da!«

Als ich die Pflanzen abgestellt hatte, merkte ich, dass ich allein war. Die Tür zum Arbeitszimmer war angelehnt.

»Sie sind spät dran«, erklang es von drinnen.

»Tut mir leid«, rief ich.

Als er nicht herauskam, um mich zu begrüßen, ging ich schnell zurück zum Auto und wuchtete noch einen weiteren Gegenstand aus dem Kofferraum: ein schweres Tonbandgerät.

Als ich wieder ins Wohnzimmer kam, wartete er dort auf mich. »Wozu soll das gut sein?«

»Ich habe irgendwo gelesen, dass Sie gern Gespräche mit Ihren Freunden aufzeichnen. Deshalb wollte ich, wenn es Ihnen nichts ausmacht, unsere Gespräche gern mitschneiden.«

Er startete das Tonbandgerät an, nahm es mir zögernd aus der Hand und stellte es ab. Empfund er es als Bedrohung? Schließlich zuckte er mit den Schultern. »Wissen Sie überhaupt, wie man das Band einfädelt? Soll ich es für Sie machen?«

»Ja bitte. Ich habe das Gerät von der Universität ausgeliehen.« Auf einem metallisch glänzenden Prägeetikett stand: *Universität Berkeley*.

Als er das Band an den Walzen und Magnetköpfen vorbeiführte, spürte ich, dass ich in seiner Gegenwart immer noch sehr nervös war. Von seiner überraschenden Anmache am ersten Tag einmal abgesehen, kannte ich diesen Mann fast in- und auswendig. Es hatte etwas von der anonymen Vertrautheit zwischen einem Stalker und seinem Opfer. Da er in seinen Texten so gut wie alles über sich offenbarte, hatte ich ihn schon in allen Lebenslagen erlebt: hungrig, high, geprügelt, pinkelnd, weinend, verliebt, im Bett, im Irrenhaus und beim Gebet. Ich hatte die Beschreibungen seiner eigenen Orgasmen (laut), seiner Toilettenbesuche (analfixiert), seines Beinleidens (Venenentzündung) gelesen. Ich hatte ihn sogar tot gesehen (*Ode to Welcome Earth*, 55 Seiten, unveröffentlicht, 1953). Ich kannte seine Lebensgeschichte bis ins Detail. Schließlich war ich ein unersättlicher Fan gewesen. Hatte meine Studentenbude mit Bildern von Kerouac, aus hundert verschiedenen Quellen ausgeschnitten, tapeziert. Seine bedeutenden und auch die